Leipziger Tageblatt und Handels-Zeitung

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig

Morgen-Ausgabe

107. Jahrgang

Bezugspreise: für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure 2mal täglich ins Haus gebracht: monatlich 1.25 M., vierteljährlich 3.75 M. Bei der Geschäftsstelle, unsern Filialen und Ausgabestellen abgeholt: monatlich 1 M., vierteljährlich 3 M. Durch die Post: innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien monatlich 1.50 M., vierteljährlich 4.50 M., ausschließlich Postbestellgeld. Das Leipziger Tageblatt erscheint werktags 2mal, Sonn- u. Feiertags 1mal. In Leipzig, den Nachbarorten und den Orten mit eigenen Filialen wird die Abendausgabe noch am Abend des Erscheinens ins Haus geliefert. Berliner Redaktion: In den Zelten 17, Fernsprech-Anschluß: Moabit Nr. 467.

Redaktion und Geschäftsstelle: Johannisgasse Nr. 8. • Fernsprech-Anschluß Nr. 14692, 14693 und 14694.

Anzeigenpreise: für Inserate aus Leipzig und Umgebung die 1spaltige Petitzeile 25 Pf., die Reklamezeile 1 M., von auswärts 30 Pf., Reklamen 1.20 M., Familien- u. kleine Anzeigen die Petitzeile nur 20 Pf., Inserate von Behörden im amtlichen Teil die Petitzeile 30 Pf. Geschäftsanzeigen mit Platzvorschrift im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Beilagegebühr: Gesamtauflage 5 M. pro Tausend exkl. Postgebühr. Anzeigen-Annahme: Johannisgasse 8, bei sämtlichen Filialen des Leipziger Tageblattes und allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes. Geschäftsstelle für Berlin u. die Pr. Brandenburg: Direktion Walter Fliegel, Berlin W. 10, Margarethenstraße 4. Fernsprech-Anschluß: Lützow 9971.

Nr. 530. Sonnabend, den 18. Oktober. 1913.

Der 18. Oktober 1913.

Die Bedeutung des 18. Oktober.

Von Prof. **Erich Brandenburg**, Leipzig.

Heute vor hundert Jahren wogte die blutige Entscheidungsschlacht vor Leipzigs Toren; heute vor hundert Jahren erkämpften unsere Väter für Deutschland die politische Unabhängigkeit, die zugleich eine notwendige Vorbedingung für die kräftige Weiterentwicklung der geistigen Eigenart und der wirtschaftlichen Blüte unseres Volkes war. Was wir heute sind und haben, danken wir den Helden von 1813. Darum ist es nicht mehr als recht und billig, daß heute Deutschlands Fürsten und Vertreter des Volkes aus allen Landschaften herbeigeströmt sind, um an der weihevollen Stätte des großen Kampfes selbst, am Fuße des gewaltigen Denkmals, das aus den Beiträgen des deutschen Volkes errichtet worden ist, das Andenken jener großen Tage festlich zu begehen. Und darum ziemt es sich auch, daß jeder Deutsche sich heute dessen bewußt sei, was die Leipziger Schlacht und der Befreiungskampf überhaupt, dessen Höhepunkt sie war, für die folgenden Generationen und auch für uns heute Lebende bedeutet hat.

Der Sieg bei Leipzig zerstörte das napoleonische Weltreich, zwang den großen Eroberer zum Rückzuge über den Rhein und zerbrach endgültig die französische Herrschaft im rechtsrheinischen Deutschland. Damit erfüllte er den ersten und elementarsten Wunsch des deutschen Volkes, den eigenen Boden wieder frei zu sehen von fremder Gewalt. Aber hatte man nicht mehr erwartet? Fragen wir die Wortführer jener großen Zeit, einen Arndt, Körner, Schenkendorff, einen Stein, Humboldt, Blücher, Gneisenau, so werden wir aus ihren Liedern und Schriften deutlich genug die Antwort hören: ja, man wollte noch mehr! Einigung Deutschlands und Zusammenschluß gegen neue Gefahren unter einem Kaiser, verfassungsmäßige Freiheit für das Volk im Reiche und den Einzelstaaten, Zurückgewinnung der Landschaften, die einst in den traurigsten Zeiten deutscher Geschichte unserem Volkstume entrissen waren; Elsaß und Lothringen sollten wieder deutsch werden, der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sein.

Von diesen Wünschen wurde nichts erfüllt. Der Deutsche Bund, der nur die Interessen der Einzelstaaten oder vielmehr der dort regierenden Dynastien berücksichtigte und nicht einmal gemeinsame Heereseinrichtungen zum Schutze gegen das Ausland schaffen konnte, war ein Zerrbild der Einheit; die beiden Großmächte, Oesterreich und Preußen, kehrten zum Absolutismus zurück; und die Verfassungen der kleineren Staaten räumten ihren Parlamenten so geringe Befugnisse ein, daß eine wirkliche Teilnahme des Volkes am politischen Leben sich nur vereinzelt hier und da entwickeln konnte. Elsaß und Lothringen blieben französisch, weil die Eifersucht der übrigen Großmächte jede Verstärkung der deutschen Volkskraft vermieden wissen wollte. So kann man es begreifen, daß Enttäuschung und Erbitterung nach dem Ende des Kampfes gerade in den geistig führenden Schichten unseres Volkes die vorherrschende Stimmung ward. Nur das negativere Ergebnis, so glaubte man, habe die Völkerschlacht gehabt, die Fremdherrschaft zu beseitigen; positiv habe sie nichts gewirkt, dem deutschen Staatsleben nicht die notwendigen neuen Grundlagen für eine gesunde Entwicklung geschaffen.

Aber wir würden irren, wollten wir den Erfolg eines großen historischen Ereignisses nach den Urteilen der Zeitgenossen einschätzen. Man muß die großen Dinge aus der Ferne sehen, um ihre Dimensionen richtig ermessen zu können. Und die nachhaltigsten Wandlungen im Völkerleben vollziehen sich langsam und sind gerade in ihren Anfängen dem Auge der Mitlebenden oft nicht sichtbar. Gerade wer handelnd im Leben steht, möchte am liebsten augenblickliche Erfolge, schnelle Umwandlungen im Sinne der eigenen Bestrebungen sehen und ist leicht geneigt, das Erreichte zu unterschätzen, eben weil es nur ein Anfang ist.

So ist eine der grundlegendsten Aenderungen, welche die Völkerschlacht im Gefolge hatte, von den Zeitgenossen wenig beachtet, jedenfalls nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt worden, weil sie weder ihren Wünschen, noch ihren Erwartungen entsprach und scheinbar keine Beziehungen zu diesen hatte. Infolge des Ausganges der Befreiungskriege trat eine völlig neue Gebietsverteilung in Deutschland ein. Preußen erhielt für die polnischen Landesteile, die es an Rußland überlassen mußte, nach langem Hader den nördlichen Teil des Kurfürstentums Sachsen, Rheinland und Westfalen. Es wurde dadurch in seinem Wesen und in seinem Verhältnis zu Deutschland völlig verändert. Aus dem ostelbischen Kolonial- und Zuckerlande, das nur einige wenig geschätzte Außenposten im Westen Deutschlands besessen hatte und dem übrigen Deutschland fremd gegenüberstand, wurde mit einem Schlage ein Staat, der Teile fast aller deutschen Stämme umschloß, der neben dem agrarischen Osten die industriell fortgeschrittensten Gebiete des Gesamtvaterlandes beherrschte. Die mitteldeutschen Thüringer, die nordwestdeutschen Westfalen, die süddeutschen Rheinländer führten dem preußischen Staate neue Lebenselemente zu, die sich allmählich innerhalb des Ganzen Geltung zu verschaffen wußten. Preußen trat damit heraus aus seiner nordostdeutschen Isolierung, es wuchs in Deutschland hinein, es lernte jede einen Teil Deutschlands berührende Frage als eigene Sorge zu betrachten, es wurde selbst ein Deutschland im kleinen, und so erst fähig, im Laufe der Entwicklung des nächsten halben Jahrhunderts der Führer auf dem Wege zum neuen Reiche zu werden.

Aber auch auf den Gebieten, wo die Hoffnungen und Forderungen der damaligen Generation am gründlichsten gescheitert und enttäuscht schienen, hat der große Kampf viel stärkere Wirkungen ausgeübt, als sie es glaubte. In der Entwicklung des nationalen Gedankens und der freiheitlichen Ideen bildet das Zeitalter der Befreiungskriege den entscheidenden Wendepunkt.

Im 18. Jahrhundert dachten die führenden Geister unseres Volkes weltbürgerlich und nicht national. Lessing nannte den Patriotismus eine heroische Schwachheit, Schiller erklärte es für ein kleinliches Ideal, wenn ein Dichter oder Denker nur für sein Volk und nicht für die ganze Menschheit arbeiten wolle, Goethe hielt jedes Streben, die Deutschen zur Nation zu bilden, für vergeblich, und Fichte vertrat die Meinung, daß des Menschen Vaterland nicht dort sei, wo er zufällig das Licht der Welt erblickt habe, sondern dort, wo er für sein ideales Streben den geeignetsten Boden finde. Es gab für die Generation unserer Klassiker nur den einzelnen, der sich zum vollkommenen Menschen ausbilden sollte, und die Menschheit als Ganzes; Zwischenstufen, wie die Nation, erschienen ihnen als Reste barbarischer Vergangenheiten, im besten Falle als kleine, unvollständige Bruchstücke der Menschheit ohne inneren Eigenwert. Auch das Volk begrüßte anfangs die Franzosen als Befreier von hergebrachten Lasten, als Brüder, die nur eine andere Sprache redeten, und es bedurfte erst der furchtbaren Erfahrungen der Franzosenzeit, um den Deutschen zu zeigen, was Fremdherrschaft sei und was nationale Unabhängigkeit für einen Wert habe. Erst als die Franzosen als Herren ins Land kamen, als Beamte, als Einquartierung in Stadt und Haus die Herren spielten und für jeden Befehl unbedingten Gehorsam verlangten, als sie an Geld und Blut aus dem Lande herauspreßten, was es hergeben konnte, erst da regte sich bis in die ärmsten Hütten hinein das elementare Gefühl der Wut gegen die fremden Unterdrücker, wie es Heinrich v. Kleist in dem furchtbaren, wie Keulenschläge dröhnenden Aufruf Germanias an ihre Kinder mit der Kraft des großen Dichters in Worte gebannt hat, erst da empfand man, was ein nationaler Staat für ein Volk bedeute. Auch die Gebildeten lernten es jetzt erkennen. Fichte wurde der beredteste und unerschrockenste Vorkämpfer der neuen Erkenntnis, daß auch die Kultur eines Volkes der nationalen Unabhängigkeit bedarf, die nur durch einen starken Staat auf nationaler Grundlage gesichert werden kann. In seinen „Reden an die deutsche Nation" rief er es seinen Volksgenossen immer wieder zu, daß auch ihre Sprache und ihr Volkstum in Gefahr seien, unterzugehen, wenn sie die politische Selbständigkeit dauernd einbüßten. Erst die Generation des Befreiungskrieges lernte verstehen, daß eine Kultur ohne nationale Grundlage wurzellos ist, daß auch der einzelne für die Menschheit nur etwas leisten kann, wenn er auf dem Boden und im Rahmen der nationalen Gemeinschaft arbeitet. Aus Zorn und Schmach wurde der neue Geist geboren, aber erst durch die Feuertaufe des Kampfes erhielt er das Element der Begeisterung und des Stolzes, ohne das die nationale Empfindung stumpf und auf die Dauer wirkungslos bleiben muß.

Was aber einmal das ganze Volk bis in seine Tiefen bewegt und zu großen Taten begeistert hatte, das konnte nicht wieder vergessen werden. Namentlich die deutsche Jugend, die einen so großen Teil der Freiheitskämpfer gestellt hatte, bewahrte das große Ideal auch unter der Ungunst der folgenden Zeiten in der Brust; und die Männer und Frauen, die die Schauer des heiligen Jahres miterlebt hatten, entzündeten und schürten die Flamme in den Herzen der Heranwachsenden. Wir wissen heute, daß viele der Männer, die in der Restaurationszeit den Gedanken des nationalen Staates festhielten, wie Pfizer und Hagen, in ihrer Jugend enge Fühlung hatten mit der deutschen Burschenschaft, die ja aus der Begeisterung des Befreiungskrieges heraus entstanden war. So steht, was 1848 und später geschah, in historischer Verknüpfung mit dem Jahre 1813; die ganze nationale Bewegung des 19. Jahrhunderts hat hier ihren Ausgangspunkt. Wie wenig auch im Augenblick praktisch erreicht werden mochte, die Gesinnung war durch die Erlebnisse von 1806 bis 1813 eine andere geworden; das alte, auf die Nation hochmütig herabsehende Weltbürgertum konnte in seiner früheren Selbstverständlichkeit und Ausschließlichkeit nicht mehr wiederkehren. Mochte auch mancher Rest weltbürgerlicher Anschauungen noch jahrzehntelang sich erhalten, so war doch mit diesen Jahren schon der Sieg der nationalen Idee für die kommenden Generationen entschieden. Die Saat war ausgestreut und aufgegangen, wenn es auch noch eines langen Zeitraums voll Sturm und Unwetter bedurfte, bis die Sonne einer neuen Zeit die Frucht zur Ernte reif machte.

Und nicht anders steht es mit dem Gedanken der politischen Freiheit. Das 18. Jahrhundert betrachtete das Staatsleben als eine Sache, die nur die Fürsten und ihre Beamten angehe; der Untertan hatte Steuern zu zahlen und ruhig abzuwarten, was über ihn beschlossen wurde. Wohl hat Friedrich der Große sich als den ersten Diener des Staates bezeichnet; aber es war ihm selbstverständlich, daß dieser Diener allein darüber zu befinden habe, worin das Interesse des Herrn bestehe und in welcher Art ihm zu dienen sei. Staat und König gehörten für ihn untrennbar zueinander, nicht aber Staat und Volk; sollte doch das Volk es nach seinem bekannten Worte gar nicht merken, wenn der König Krieg führe. In ganz demselben Geiste verkündete nach der Schlacht von Jena der Gouverneur von Berlin in seinem berühmten Anschlag: „Der König hat eine Bataille verloren; Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht." Der König, so war die Meinung, würde schon seine Verluste wieder einzubringen wissen; des Volkes bedürfe er dazu nicht.

Das 19. Jahrhundert hat mit dieser absolutistischen Auffassung gebrochen. Staat und Volk gehören ebenso zusammen, wie Staat und König. Kein Staat kann auf die Dauer bestehen und in Notfällen seine Existenz verteidigen, wenn seine Bürger nicht mit freier Zustimmung und Hingabe in ihm und für ihn leben. In diesem Sinne bezeichnet das politische Testament des Freiherrn von Stein, das er zwar nicht selbst verfaßt, aber gebilligt hat, den Willen freier Menschen als die unerschütterliche Grundlage jedes Thrones. In diesem Sinne setzten er und seine Gesinnungsgenossen Schön, Scharnhorst und Gneisenau in der Reformzeit die Selbstverwaltung der Städte, die Befreiung der Bauern, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch. Es war die furchtbare Not der Franzosenzeit, die dazu zwang, von dem bloßen Gehorsam an die freie Hingabe und den Opfermut des Volkes zu appellieren und es damit für politisch mündig zu erklären. All diese Männer lebten und webten in der Vorstellung eines freien Staatslebens, wo in gesetzmäßiger Weise das Volk mitzuwirken habe bei der Leitung des Staates, wo auf der Grundlage einer Verfassung regiert werde, und ein Gefühl des gegenseitigen Vertrauens Fürst und Volk verbinde. Das Volk aber stand ihnen über den Dynastien. Und doch hatte Stein kein Bedenken, die Dynastien zu entthronen, die auf der Seite Napoleons zu Anfang des Krieges gefochten hatten, und forderte doch Ernst Moritz Arndt den deutschen Wehrmann auf, seinen Fahneneid zu brechen, wenn sein Landesherr ihm befehle, gegen das eigene Volk zu kämpfen; denn die Pflicht gegen die Nation stehe höher. Wer hätte so unter Friedrich dem Großen zu sprechen gewagt?

Und nun kam hinzu, daß das Volk es war, welches in Deutschland den Anstoß zum großen nationalen Kampfe gab, nicht die Fürsten. Friedrich Wilhelm III. schwankte noch, ob er den mühsam geretteten Rest seines Staates aufs Spiel setzen solle, als Yorcks kühne Tat und das Vorgehen des ostpreußischen Landtages den Kampf schon entfesselten. Gewiß wollten die Männer, die ohne Befehl die Waffen erhoben, damit die Treue gegen ihren König nicht verletzen; gewiß waren sie der festen Ueberzeugung, daß sie nur das taten, was ihr König im Innersten wünsche und befehlen würde, wenn er frei wäre in seinen Entschließungen. Aber sie waren es doch, die damit die Verantwortung übernahmen, die Initiative ergriffen. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" So war es, und die Fürsten wurden vor diese Tatsache gestellt und hatten mit ihr zu rechnen. Es wäre gewiß die Kraft der Bewegung im Innersten gebrochen, der Zwiespalt in die eigenen Reihen getragen worden, wenn der König sich versagt, wenn er nicht noch zur rechten Zeit das erlösende Wort gesprochen und sein Volk zum Kampfe aufgerufen hätte; erst indem er dies tat und dem, was geschehen und begonnen war, seine Sanktion gab und sich mit der ganzen Macht der monarchischen Autorität dahinterstellte, konnte und mußte jeder freien Gewissens seinem Gefühle folgen; erst dadurch bekam die Bewegung zu dem Schwung und der Begeisterung, die das Volk hineinbrachte, die notwendige Einheitlichkeit und Organisation. Es war gut und wesentlich für den Erfolg, daß der König kam und an die Spitze trat; aber das Volk hatte schon vernehmlich genug nach seinem väterlichen Führer gerufen, bevor er kam.

Aber gerade das Volksmäßige und Vulkanische der Bewegung erfüllt die Monarchen und Staatsmänner, die in den Anschauungen des Absolutismus groß geworden waren, mit Bedenken und Besorgnissen für die Zukunft. Sie witterten das Jakobinertum dahinter. Und gerade darum zogen sie die Zügel straffer an, sobald der Sturm vorbei, der Feind unschädlich gemacht war. Gerade darum verfolgten sie die Männer, die auch nach dem Kriege an dem neuen Staatsgedanken festhielten, und alsbald begannen beflissene Speichellecker die Legende zu verbreiten, es sei gar keine Volksbewegung gewesen, sondern die einfache Erfüllung eines obrigkeitlichen Befehls durch das gehorsame Volk.

Das Ideal des freien Verfassungsstaates, was den geistigen Führern von 1813 vorgeschwebt hatte, blieb zunächst ein Traumbild. Aber es konnte so wenig wieder verloren gehen, wie der nationale Gedanke. Es hatte zu tief Wurzel gefaßt in den Herzen der jungen Generation; wo es irgend möglich war unter dem Drucke der Reaktionszeit, meldeten sich die freiheitlichen Forderungen mit steigender Macht und Deutlichkeit wieder an; und sie errangen Schritt für Schritt den Boden, den sie brauchten, um weiter zu wachsen. Die ganze innere Entwicklung unseres Staatslebens seit 1813 besteht ja in der Annäherung an das Ideal, das die Männer jener Zeit zuerst gezeigt haben. Auch hier liegt der entscheidende Punkt, wo der Absolutismus innerlich überwunden und der neue Staatsgedanke zu einer unausrottbaren Kraft im Volke wurde, in der Franzosenzeit und den Jahren des großen Krieges.

Was wir den Männern, die bei Leipzig stritten, fielen und siegten, zu danken haben, ist also weit mehr als nur die Vertreibung des fremden Gewaltherrschers; sie haben unserem gesamten politischen Leben einen neuen Weg eröffnet, sie haben der Entwicklung die Richtung gegeben, die zum nationalen Staate auf der Grundlage einer freien Verfassung hinführte. Wer in dieser Entwicklung ein Glück und eine Notwendigkeit für unser Volk sieht, der muß ihnen dankbar sein und ihr Andenken hochhalten.

Aber vielleicht läßt sich aus der Erinnerung an die Zeit vor 100 Jahren außer dem Gefühl solcher Dankbarkeit, außer der selbstverständlichen Mahnung an die gegenwärtige Generation, die damals erkämpften Güter hochzuhalten und sich nicht wieder entreißen zu lassen, noch eine andere Hoffnung für uns herleiten.

Im 18. Jahrhundert dachte das deutsche Bürgertum weltbürgerlich und international und war gleichgültig gegen den Staat; in wenigen Jahren hat es gelernt, national zu denken und hat dann mit in der ersten Reihe gestanden bei der Begründung des nationalen Staates. Auch heute denkt wieder ein großer Teil unseres Volkes weltbürgerlich und international und sieht mit einer gewissen Verachtung auf die nationale Beschränktheit der anderen herab. Aus der Geschichte des Bürgertums dürfen wir vielleicht die Hoffnung schöpfen, daß auch der vierte Stand die Fühlung mit dem nationalen Gedanken wiederfinden werde, daß auch bei ihm der Internationalismus nur ein vorübergehendes Entwicklungsstadium sei. Allerdings hat der Staat tiefgehende Wandlungen erfahren müssen, bevor das Bürgertum eine engere Verbindung mit ihm gewinnen konnte; aber er hat sie ertragen, ohne zugrunde zu gehen oder den notwendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit zu verlieren. Vielleicht werden solche Wandlungen auch in Zukunft dem Staate nicht erspart bleiben, wenn er den vierten Stand für sich und den nationalen Gedanken, dessen Ausdruck und Träger er ist, gewinnen will. Hoffen wir, daß auch diese Umgestaltung friedlich auf dem Wege der Reformen sich vollziehen, ohne gewaltsamen Bruch mit den überlieferten Werten und Einrichtungen, den kein Volk leicht überwindet. Und hoffen wir, daß es nicht, wie vor hundert Jahren, einer Zeit tiefer Demütigung und unerhörter Opfer bedarf, um die Notwendigkeit des nationalen Staates denen, die sie noch nicht begreifen wollen, zu beweisen.

SLUB
Wir führen Wissen.